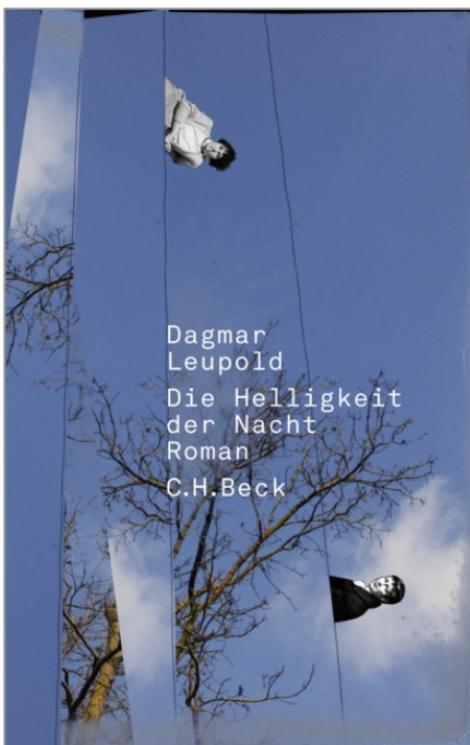


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Dagmar Leupold**  
**Die Helligkeit der Nacht. Ein Journal.**

207 Seiten, gebunden  
ISBN: 978-3-406-59071-9

Berlin, den 23. März 2008  
(wofür auch immer es gut sein mag, über meine Anwartschaften

Buch zu führen)

© Verlag C.H.Beck

Liebe Ulrike, die erste Aufzeichnung ist der Luft anvertraut, und diese zweite hat vor allen Dingen den Zweck, mich selbst zu beruhigen: Durch die Anmutung der Schrift, durch die Vorstellung des Papiers. Sie beschäftigen mich, und ich wüsste gern mehr von Ihrer Hand und weniger durch meine Nachforschungen und Einbildungen. Die Ungeduld der Toten! Die allzu bekannte Rastlosigkeit, wenn es um die Erfassung des noch kaum Verstandenen und Durchdrungenen geht! Die Gier nach Stoff. So ging es mir immer in meinen ersonnenen Gemeinschaften, als Leser ebenso wie als Dichter.

Heute liegt die Stadt im Sonnenschein, und die alten, vertrauten Bäume beginnen auszuschlagen, zum zweihundertsten (oder noch öfteren) Male jung.

Die Gefahr von Geständnissen ist bei fortgesetztem Schweigen des anderen groß. Andererseits: Was bleibt Ihnen übrig? Gleichwohl, ich will die Gefahr nicht wahrscheinlicher machen und gehe ab – für heute.

H.K.

*In der Nacht zum 25. März*

Die Neigung zum Unmaß ist größer als die zur Ordnung – nämlich den helllichten Tag für die Eintragungen zu nutzen –, sehen Sie es mir nach.

Die Skrupel verringern sich, wenn der Mond scheint und nichts einen Schatten wirft, erst mit der aufgehenden Sonne nimmt die Kühnheit ab. Mein Tag besteht aus langen Spaziergängen, und alle Beobachtungen, die ich tagsüber sammle, kulminieren um diese Stunde herum zu einem mal quälenden, mal erheiternden Drang nach Verständigung. Als dessen Opfer Sie sich auffassen können – aber: Die Menschen sind schuld daran! Was geben sie für Rätsel auf, wie zerreißen sind die Gefühle, wie armselig die Einrichtungen, in denen diese untergebracht werden und ihren Frieden finden sollen.

Es ist viel von Ihnen und Ihren Weggenossen – Abweggenossen müsste ich sie nennen – die Rede in diesem Jahr, kaum ein Gang, der mich nicht an einer Schlagzeile, einem Buchtitel vorbeiführt, in denen Ihr Name fällt. Liebe Ulrike! Ich möchte mit Ihnen das Äußerste verstehen – ich darf im Schutz der Dunkelheit anfügen, dass ich kaum glaube, man könnte dafür größere Sachverständige ausfindig machen als uns beide. Was ist das Äußerste? Es ist die Gewalt in ihrer Zweideutigkeit. Sie gestaltet, und sie zerstört.

Es graut mir; wie immer beim Schreiben.

Die Nacht ist schneebedeckt; Grund genug, dem Frühling das Wort zu reden. Er wird sich hoffentlich bald in all seiner Verschwendung zeigen.

Ich dagegen will vorerst sparsam sein; noch ist wenig begriffen. Lassen wir uns Zeit.

H.K.

*B., den 29. März*

Wäre dies ein Kärtchen (dessen Vorderseite, Birken am Wannsee, kürzlich in einem Museum bestaunt, Sie gerne höher schätzen dürften als die rückwärtige beschriebene), es zählte nicht, es wäre lediglich ein Winken aus der Ferne. Dem Wunsch nach Nähe geschuldet.

Zu dem sich bekennt: Ihr H.K.

Und zu seiner Bestürzung auch. Warum verfiel ich auf Sie? Ist es dieselbe Weißglut, die ich vor Jahren, Jahrhunderten, noch heiß, in eine Form zwang? Was nun?

*Berlin, den 1. April*

Originaldokument  
© Verlag C. H. Beck

Ich erwachte bei Vogelsang. Da ging mir durch den Kopf, dass, dem Mythos zufolge, dort, wo Orpheus' Haupt und seine Leier begraben liegen, bei Antissa nämlich, die Nachtigallen noch schöner als gewöhnlich singen. Und nahm mir die Freiheit, die Melodien zu genießen, so, als sei mein Haupt der Grund für so viel Wohllaut. Derlei kann man sich nun herausnehmen, ohne in die Verlegenheit einer Begründung geraten zu müssen.

Und stellte mir, solcherart beflügelt, weiterhin vor, dass Sie auf meine luftigen Einlassungen geantwortet hätten, und meine Furcht, Sie wären abtrünnig, bevor sich herausstellen kann, wovon, verflog.

Ihre innere Anteilnahme an diesem Zwiegespräch ist mir manches Mal ganz zweifelhaft und manches Mal ganz eigentümlich sicher, dann fahre ich geradezu beschwingt fort, mir unsere Gemeinschaft auszumalen, auch wenn das bedeutet, zweierlei Unheil zu berechnen. Anscheinend bleibt es – das Unheil – mein genuiner Stoff.

Stuttgart: Es ist mir eine gänzlich fremde Stadt, Sie müssten mir viel darüber schreiben, damit es mir wird, als sei ich da gewesen. Ich kenne natürlich Ansichten, weiß, wie die Hänge auf die Stadt einstürzen, ohne dass ein rechter Fluss ihr beisteht. Ein Wasser aber, gleich ob See oder Fluss, in dem die Welt Kopf stehen darf, ist an jedem Ort sehr wichtig. Sonst tut man es selbst.

Was rede ich da! Sie mussten ganz anderes in Stuttgart vermissen als Wasser und ganz anderes im Überfluss ertragen, Einschluss, Mauern. Aber dieser Entstellung der Welt ging die Ihre voraus, Ulrike, und nun folgt meine Heimsuchung. Wie es peinigt und rumort. Wie in alten Zeiten. Obwohl wir doch jetzt, da wir tot sind und nur noch schlendern, nicht mehr eilen und nicht mehr kämpfen, auf weniger verbissene Weise über alles nachdenken könnten. Sind wir doch aus allen schlimmen Nöten, den familiären, den politischen und den künstlerischen gelöst. Liebe Ulrike! Ich schreibe Ihnen als Veteran der Liebe, als Veteran aller nur denkbaren Kämpfe. Darin sind wir einander gleich, und es bewegte mich in Oßmannstedt, die Spuren Ihrer Verausgabung zu sehen. Auf die zwiespältigste Art, die vorstellbar ist.

Ihre Kämpfe waren erbittert und bitter; gegen die Lügen, den Kleinmut und den Starrsinn. Aber ich werde wohl niemals an die Berichtigung der Welt durch Kriegsführung glauben können – von den eigentlichen Schlachten vermelden die Schlachtfelder nichts. Die meiner Zeit ließen sich noch besichtigen, man konnte sie anrührend wörtlich nehmen bei aller Schrecklichkeit, die Ihrigen sind abstrakter und atomisiert in den Blutbahnen des Staates, den Atemwegen der Gesellschaft, den Kapillaren der Haut.

Die Schlachtfelder, die in unseren Herzen liegen, sind die unsichtbarsten von allen. Und niemals sollten wir aus ihrer Anwesenheit in uns schließen, wir hätten das Recht, sie anderen zu bereiten.

Aber genug von Verheerung.

Mein heutiger Spaziergang führte mich um den Lietzen-

see, zu dem sich die Trauerweiden im zuversichtlichsten Flor des Jahres, hellgelb, neigen. Die Schwäne strahlen, und die Blesshühner führen sich närrisch auf; die herrliche Fraglosigkeit eines Programms! Die kleinen Wellen, die sich mitunter durch den Balztanz bilden, schlagen mit dem schönsten Glucksen an das sandige Ufer, das man sich vorstellen kann. Wie erste Kindheitslaute, Lallen, Brabbeln; die Musik des gestillten Appetits.

Auf meinem Rückweg kehrte ich ein. Dazu morgen.

H.K.

Berlin, den 4. April 2008

Originaldokument  
© Verlag C. H. Beck

Liebe Ulrike,

ich stelle mir vor, Sie hätten mir erzählt: Wie Sie durch den Stuttgarter Schlosspark spazieren (den es gibt, das weiß ich auch) und alle Hunde Ihnen zu Füßen liegen, zum Erstaunen ihrer Besitzer, die Sie ja nicht sehen können; wie Sie sich niederbücken, das Tier kraulen und streicheln mit großer Vorsicht – nicht aus Angst! Nein, weil Sie wieder wissen, was Sie einmal wussten: Dass man nichts überstürzen darf, dass Nähe entsteht und nicht erledigt wird, dass Blickwechsel Ruhe brauchen. Dann gehen alle weiter ihres Wegs, der Hund pinkelt mal da, mal dort, sein Eigentümer hat ihn nach der Begegnung mit Ihnen angeleint. Darüber müssen Sie lächeln – und zu Ihrem Lächeln ist bereits alles gesagt. Ich will mir vorstellen, Sie liebten die Kreatur. Gegen alles Katastrophische. Grausamkeit verträgt sich mit beinah allem. Wir haben es erfahren, Sie haben es als Erfahrung auch anderen zugemutet, ich kenne es von innen.

Ich habe in meinem letzten Brief versprochen, von meiner Einkehr zu erzählen, («morgen» sagte ich wohl – aber so genau nehmen wir es gottlob nicht mehr); es ist ein eher düsterer Ort, der *Narkosestübchen* heißt und Schmalzstullen feilbietet neben all den Getränken, die für die Narkose sorgen. Es gibt im Hintergrund eine Maschine, beständig klimpern und klirren Gewinne und Verluste, und dort, wo das Stübchen am dunkelsten ist, in einem schmalen Gang,

der zu den Toiletten führt, dort hängt eine kleine Voliere mit einem ausgestopften Finken. Immerzu stoßen sich die Gäste den Kopf an den Gitterstäben, doch der Vogel ist zum Singen nicht mehr zu bewegen, es fehlt das Licht. Keiner hat je berichtet, wie Käfig und Fink zueinander und dann ins *Narkosestübchen* fanden.

Dort sitze ich an einem Tisch, die Tür vor Augen, und betrachte, selbst ungesehen (wie geht es Ihnen damit – bereitet es Ihnen denselben Genuss wie mir?), wer hineinkommt. Meist Männer, und das zu Tageszeiten, an denen gearbeitet werden würde, gäbe es eine Arbeit. Sie haben gelbe Finger vom Rauchen und die Gier nach Bier im Blick. Krumme Rücken über der Theke, wenig Gespräch, gelegentlich ein Streichholz, das ausgeliehen wird, als Gesprächersatz. Sie reden, wenn sie reden, noch knapper als der gute Friedrich Wilhelm III., der mehr schnarrte als sprach und die Sätze ihres Endes beraubte.

Kürzlich, in einem anderen Lokal als dem gerade beschriebenen, sah ich Sie in einer dieser Sendungen, die neuerdings täglich wiederholt werden: Sie saßen in einer reinen Männerrunde, alle rauchten, und die Rauchschwaden gaben ihrem Gesicht etwas Weiches und Unbestimmtes. Perlenkette, die Haare frisch frisiert, Lippenstift. Eine eindrucksvolle Frau, die männlich sprach, in Feststellungen, ohne die Stimmhebung am Ende des Satzes, die Frauen so häufig zu eigen ist. Wie mir das gefiel. Das Amphibische. Vielleicht schelten Sie mich einmal wegen dieser Mutmaßungen und Deutungen. Dann würde ich antworten: Lassen Sie mich irren. So lange, bis es stimmt.

Ihr H.K.

*morgens um fünf, also bereits am 5. April*

In Ihrem Brief, den ich im Traum erhielt, sagen Sie mir, ich sei mädchenhaft. Im Äußeren, in der Sprache eine Frau. Sonderbar, wunderbar! So ergeben wir mit den Beimischungen überkreuz doch ein Paar. Wie habe ich es gehofft. Wie fürchte ich es.

Die Welt ist still um mich herum, noch ist es finster, der Tag wird ausgebrütet und in weniger als einer Stunde über uns hereinbrechen; in meinem Fenster keine Spiegelung, obwohl ich mich rege – aber was schert es einen (wie mich). Ich fühle mich lebendig in den Auf- und Abschwüngen der imaginierten Schrift, den Tränen und Träumen aus erdachter Tinte.

Könnte ich die Weltläufe rückgängig machen, ich würde es einrichten, dass wir gemeinsam stürzen! Dann wäre es wie Fliegen, ein Aufschwung; gegen alle Gesetze der Schwerkraft und erdverhaftete Vergänglichkeit.

Sie Phantast! höre ich Sie ausrufen. Sie haben keine Ahnung! Sie schritten nie zur Tat! (Außer der einen, letzten.) Sehr wohl, ich phantasie und bilde mir ein, ich verleibe mir alles ein und gebe es so lange nicht her, bis es eine Gestalt hat, die begreiflich ist. Also bei und durch Berührung einleuchtet. Das Schlimmste eingeschlossen. Deswegen muss ich Anteil an Ihnen nehmen, Sie sind mein Fall. Wenn die Sonne aufgeht, will ich weiter über Ihre Furien, meine Furien nachdenken.

Vorher aber lassen Sie mich noch von einer Bekanntschaft in unseren Kreisen berichten, die ich unlängst machte und von der ich meine, er wäre Ihnen, wenn es möglich wäre, zum Freund geworden.

Es ist einer von uns Freitoten; er hat sich wohl vergiftet oder ist aus dem Fenster gesprungen, einmal machte er im Vorübergehen, auf ein Haus deutend, das den letzten Krieg überstanden hat, rosa verputzt ist und eher wie ein gutwilliges Familienobdach wirkt, eine Bemerkung, aus der ich das schloss. Genau genommen kümmert es mich nicht, wie; beim Selbstmord küsst sich jeder selber tot, auf die eine oder andere Weise. Marius, so heißt er – ist nicht Marie Ihr zweiter Name? –, schrieb Bücher, Gedichte auch; nun, ich lese nicht mehr, außer im Vorübergehen, kann folglich nichts dazu sagen, aber was mich interessierte, war seine Auffassung, alle Dichtung mit dem Körper hervorgebracht zu haben (dem Gebären nicht unähnlich) und mit jedem Neuen zu Recht ein wenig mehr zu schwinden, geradezu im Sinne einer materiellen Auszehrung. Sonst, meint er, wäre Erfahrung nicht erfahrbar zu machen – und dass dies statthabe, schulde man dem Leser wie dem Kind. Und das von einem Mann!

Nicht von ungefähr kommt es womöglich im Deutschen, dass schöpfen und erschöpfen nur mittels einer kleinen Silbe einen Unterschied anzeigen, und auch den lediglich bei bestimmtem Gebrauch. Ich wusste jedenfalls gleich, wovon er spricht, beschränkte mich gleichwohl aufs Zuhören.

Es wird hell! Gottlob, werden Sie denken, dieser düstere Kerl. Ich will Sie gleich eines Besseren belehren: Der Tag

soll licht beginnen. Denn mir gegenüber, nur durch den Hof und Garten getrennt, freuen sich zwei ihres Lebens und ihrer Liebe. Anscheinend ist die kleine Dachkammer ihr geheimer Treffpunkt, sie entledigen sich ohne Umstände ihrer Kleidung, noch im Dunkel (ich sehe alles) oder bereits bei hellster Beleuchtung (denn von mir können sie nichts wissen) und beginnen ihre wechselseitige Erkundung. Ich denke mir, dass die Heimlichkeit, das Verschwörerische einer verborgenen Liebe auf diese beiden so wirkt, als würde man gewöhnlichem Wasser Sprudel zuführen.

Der Mann trägt eine Brille, und kaum ist er der Frau auf Armlänge nah, nimmt sie ihm die Brille ab. Mit einer Geste, die so viel Schwung und Grazie hat, ich möchte fast sagen: Reiselust! – der Beginn einer Lustreise – dass mein Herz aussetzt. Endlich ist die Liebe blind, und sie, die Frau, sieht jetzt mit ihrer Wange, wie er glüht.

Ich gebe zu, das ist beinahe ein Zitat. Neue Federn wachsen mir nicht.

Ihr H.K.